

Eva Wille

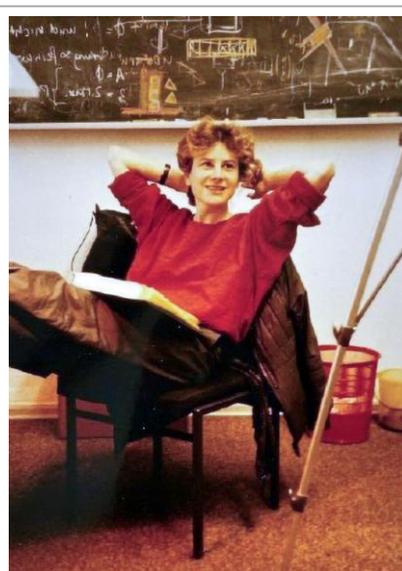
Sommer 1974: Nach längerem Überlegen bewarb ich mich um einen Studienplatz für das damalige Numerus-Clausus-Fach Chemie an der LMU München. Ich hatte eine tolle Chemie- und Sportlehrerin in den letzten Schuljahren gehabt, kannte eine Chemie-Professorin seit meiner Kindheit und wollte Natur- und Geisteswissenschaften „verbinden“ — vielleicht als Wissenschaftsjournalistin/Programmleiterin im Fernsehen? Meine Rollenvorbilder dafür waren allerdings alle männlich.

Den Sommer verbrachte ich im Libanon. Die Schlagzeilen in Deutschland waren Fußballweltmeisterschaft, RAF, Watergate, Willy Brandt/Helmut Schmidt, Rudi Carell etc. Am 2. November begann das Quantitative Anorganisch Praktikum. Ich hatte trotz Chemieleistungskurs keine Ahnung, was dort an praktischen Fähigkeiten nötig war, denn statt mit einem Chemiebaukasten wie viele meiner männlichen Kommilitonen experimentierte ich im Keller mit meinem Emailierofen und im Fotolabor.

Keine Assistentinnen weit und breit, auch später nicht bis zum Diplom, und bei keiner Chemie-Professorin habe ich eine Vorlesung gehört. Mir fiel allerdings nicht auf, dass wir Chemiestudentinnen im Praktikums-Saal in der Minderheit oder etwas Besonderes gewesen wären, ich empfand Gleichberechtigung. Fast alle Boxen waren geschlechtergemischt besetzt, und wir halfen uns emsig gegenseitig. Selbstverständlich gab es wichtige Frauen im Institut: die Bibliothekarin, die Sekretärinnen in den Vorzimmern der Professoren, bei denen man sich zu Prüfungen anmeldete, die manche Doktorarbeiten und die meisten Publikationen auf der Kugelschreibmaschine schrieben. Es gab sehr wichtige Laborantinnen, die Ausgangspräparate kochten, Ansätze überwachten, die IR- und UV-Spektren gemessen haben, es gab technische Zeichnerinnen.

Mit meinem Jahrgang schien die Wende in Richtung Chancengleichheit zu kommen, ohne dass dies explizit wahrgenommen wurde—zumindest nicht von mir. Mit mir wurden meiner Erinnerung nach sowohl in der Anorganik als auch der Organik mehrere Frauen Assistentinnen. Ja, ich war oft die erste Frau: im Arbeitskreis, als Leiterin des Praktikums „Physikalische Methoden in der Organischen Chemie“, als Postdoc im Arbeitskreis an der TU Berlin, doch ich fühlte mich weder benachteiligt, besonders gefördert oder angemacht.

Ins Grübeln kam ich erst, als ich über meinen zukünftigen Beruf gegen Ende der Doktorarbeit nachdachte und dabei auch ins Schlingern kam. An der Uni bleiben? Weiter rund um die Uhr arbeiten, umziehen, allein? Mit wem als Partner? Kinder? Erfolg? Was tun? Ich wollte nicht in die Analytik der Chemischen Industrie, die Leiter dort waren Männer und so gar nicht mein Typ; ich wollte nicht in „die Literaturversorgung“ und auch das hohe Gehalt am Europäischen Patentamt in München reizte mich nicht. Lehre an der Uni ja, aber bin ich eine so gute Forscherin wie meine männlichen Studienkollegen? Nur Lehre: Nein!



Postdoc am Iwan-N-Stranski-Institut 1984. Eva E. Wille sucht Fehler in NMR-Programmen, die auf dem Cray-Supercomputer der TU Berlin laufen sollten.

Weibliche Vorbilder gab es nicht; beeindruckt war ich von Angela Gronenborn, heute Pittsburgh, USA, die wusste ganz klar, was sie wollte: Mit neuen NMR-Methoden die wirklich großen Biomoleküle untersuchen.

Mit Ende 20 hatte ich zwei Angebote zu habilitieren, aber ich bewarb mich — im Bewusstsein zurück an die Uni gehen zu können — testweise blind im Verlag Chemie in Weinheim: Circa 70% der Mitarbeitenden waren dort Frauen, doch die Abteilungsleitungen und Geschäftsführung waren bis auf die Leitung der Edition Medizin alle fest in Männerhand.

Vier Jahre später wurde ich Leiterin des neugegründeten Verlagsbereichs Zeitschriften, bekam Prokura. Das verlief nicht ohne Widerstand, z.B. auf Seiten der Chefredakteure. Ich konnte aus dieser Position heraus dann beobachten und verfolgen, dass es in Köln und Frankfurt Chemieprofessorinnen gab, wie langsam die Habilitandinnen mehr wurden und auch in der BASF Frauen erste Leitungspositionen außerhalb der Literaturversorgung übernahmen. Es waren aber zu wenige, um ein Netzwerk aufzubauen. Im Gegenteil: Die noch raren „Karrierefrauen“ beobachteten sich gegenseitig sehr kritisch, wie sie ihre Wege gingen — viel zu kritisch. Gott sei Dank hatte ich immer auch sehr loyale Kolleginnen, die mir sehr offen Feedback gaben... da habe ich manchmal „geschluckt“, doch es hat mir enorm geholfen, großes Danke vor allem an Susan S.!

Und natürlich habe ich dann auch die gläserne Decke und die klassischen Machtambitionen, Kompromisslosigkeiten und Vorurteile der Männer entdeckt. Alles gibt es aber auch bei Frauen.